Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 18

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kaum vernehmbar hallt das dumpfe, hohle Surren des Nachmittagsschiffes herauf. Es wendet sich eben südwärts vom Dorfe ab und schlägt mit weißgekräuseltem Wasserschwanz zarte Wellen beidseitig in das spiegelglatte, blitzende Blau. Märchenhaft kleine Gestalten tummeln sich auf dem Motorschiff, und ganz deutlich lassen sich die drei italienischen Grenzsoldaten mit ihren „geßlerischen" Federhüten erkennen.

Das Glockenwerk unten im hohen grauen Kirchturm tröpfelt fast den ganzen Nachmittag merkwürdig-bedeutsame Töne in die lichte, frohe Frühlingsluft, lange in großen Zeitabständen, dann aber plötzlich sich fröhlich überstürzend, gleich wieder fremd und sinnend; eine eigenartige, sich zur Ausgelassenheit steigernde Melodie, die erst in ihrer steten Wiederholung hervortritt und heute unbeschreiblich schön und traumhaft nachklingt.

Weit und blinkend nach Süden schlängelt sich der See. Kühn steigen von seinem Ufer die Berge an, und in ihren höchsten Höhen trotzt kühl und fremd noch Schnee. Jenseits des Sees in schmaler, jäh abfallender Talfurche wirbelt ein wild ausgelassenes Bächlein schneeig seinen Gischt. Weiß und nah ruhen drüben am Hang die friedlichen Dörfchen, und ihre Steinhäuschen pferchen sich treu und rückhaltlos um das majestätische Gotteshaus.

Sonnig sind die Menschen, die man begegnet. In einer gemütlichen Osteria finden wir freundliche Aufnahme. Neben dem heimeligen Kamin, dessen Holzfeuer ab und zu knallend aufbegehrt, schlürfen wir köstlichen Nostrano, hören draußen die Hühner lärmen und sehen durch die Türe einige Kaninchen in der Sonne hüpfen. Und zum Abschied singt uns das reizende, schlichte Mädchen mit wehmütig-süßem Alt ein paar Tessinerliedchen.

Währenddem die Sonne in den Abend wandert, röten sich zart und feierlich die weißen Bergeshöhen, und weit hinunter nach Italien beginnt sich der See mit phantastischen Tönen zu färben. Sachte und kühlend senkt sich der abendliche Schattenschleier über unseren Westhang, zieht sich über den See und verwischt sein seltsames Farbenspiel, den jenseitigen Bergen zu, die noch glückhaft in der untergehenden Sonne erstrahlen. Der Schatten erreicht drüben das Ufer, erklimmt langsam aber unentwegt den Bergzug, deckt Wälder, Felder und Dörfer und mit ihnen die ganze Sonnenherrlichkeit. Der Himmel verliert seine strahlende Helle und wölbt sich dunkelblau.

Spät abends. In Silhouetten reihen sich draußen die Palmen. Leise rascheln ihre eigenartigen Kronen im Wind, der süß durchs Fenster haucht. Tief und dunkel dehnt sich der See. Wieder sucht der italienische Schiffsscheinwerfer nach Schmugglern. Das Boot geistert über den See, tastet mit grellem Lichtkegel sorgfältig am Ufer, läßt Straßenabschnitte, Häuser und Bäume aufblitzen, streicht sein Licht gespenstisch über das dunkle Wasser, sucht und hastet rastlos in tiefer Stille. Und weit darüber dehnt sich ein Himmel voll blinkender Sterne. —

Sorget nicht!

(Sonntagsgedanken.)

Wenn es eine Mahnung gibt, die wir heute nur noch sehr schwer verstehen, so ist es diese: sorget nicht! Denn wir leben ja in einer Welt, die übervoll von Sorgen ist, und da hat es einfach gar keinen Sinn, uns sagen zu wollen, wir sollten uns nicht sorgen. Gerade als verantwortungsbewußte Menschen müssen wir uns sorgen. Aber sieht es auf der andern Seite nicht auch so aus, als ob durch unser Sorgen der Sorgen immer mehr würden? Es gibt Menschen, die kommen keinen Tag aus ihrer Sorge heraus, und es will scheinen, als ob die Zahl dieser Besorgten in letzter Zeit ganz unheimlich gewachsen wäre. Es ist doch auch eine merkwürdige Tatsache, daß wir immer weniger aus den Sorgen herauskommen, je mehr wir uns sorgen.

Stellen wir uns einmal ganz ehrlich die Frage, ob nicht deswegen die Sorgen so riesengroß geworden sind, weil wir keinen Glauben mehr haben, weil wir nicht mehr wissen, daß ein gütiger Vater seine Hand über uns hält? Ja, wenn wir mit den Nöten dieser Welt selber fertig werden müßten, dann müßten uns die Sorgen über den Kopf wachsen. Denken wir an unsere Kinder! Können wir denn wirklich so für sie sorgen, daß wir sagen können, jetzt mag kommen was will, es ist für sie gesorgt? Wie mancher Vater hat Schätze für seine Kinder gesammelt und auf einmal ist alles zerronnen und die schwarze Sorge stand da. Gestehen wir es uns doch ein: es ist ein eitles Bemühen, mit allen Schwierigkeiten dieses Lebens allein fertig werden zu wollen. Sehen wir uns ein bißchen im Leben und in der Geschichte um! Da sehen wir, daß die wahrhaft großen Menschen, die mit allen Schwierigkeiten, mit allem Schweren zu kämpfen hatten, sich nun in der Hand des allmächtigen Gottes geborgen wußten. Es ist eben doch so: den Seinen gibt's der Herr im Schlaf.

Es ist gut, daß wir wieder einmal einsehen müssen, daß es mit unserer Macht und mit unserem Sorgen nicht getan ist. Wenn Gott nicht für uns sorgt, dann sind wir arme Menschen, dann sind wir so arm wie Kinder, die keine für sie sorgenden Eltern haben. Wären es nicht törichte Kinder, die nicht an die Liebe und Güte ihrer Eltern glauben und sind es nicht die unglücklichsten Kinder, die ihren Eltern nicht vertrauen, sondern selber stark sein wollen? So ist es auch mit uns Erwachsenen. Wir sind arme Kreaturen, wenn wir nicht auf Gott vertrauen können und nichts wissen wollen von seiner Güte und Barmherzigkeit. In dem Moment aber, da wir uns durchgerungen haben, indem wir uns innerlich aufmachen und Gott bitten: hilf du, mach du, was ich schwacher Mensch nicht vermag, fällt eine schwere Last von uns! Dann wissen wir, was gemeint ist mit der Mahnung: sorget nicht! Luther sagt einmal: „Der Fromme, der Gott vertraut, entgeht jenen Stricken (der Sorge), weil er weiß, daß Gott für ihn sorgt.

F.

Rundschau.

Alarm im Pazifik.

Seit die amerikanische Flotte den Panamakanal innert 24 Stunden durchfahren, weiß man wenigstens, daß sie „drüben" ist. Die Schiffe haben die Schleusen passiert, liegen wieder auf der westlichen Seite des Kontinents, bereit, in Asien einzugreifen, falls — ja falls Japan angreifen sollte. Genauer gesagt, seinen Angriff so offen ausführen würde, daß man ihn als solchen erkennen müßte. Weshalb erfolgte die Fahrt eigentlich?

Die Welt-Oeffentlichkeit hat allgemein geglaubt, das Durchfahrtsmanöver sei erfolgt, weil Japan die berüchtigte Erklärung über seinen Herrschaftsanspruch in China abgegeben. Unter all den Meldungen, welche in den vergangenen Wochen zirkulierten, ging jedoch die wichtigste fast unbemerkt unters Eis. Nämlich: Es war bekannt geworden, daß eine fremde Macht (natürlich Japan) eine Sabotageorganisation gegen den Panamakanal unternommen. Der Augenblick, die Flotte ungefährdet über die Landenge zu bringen, war fällig. Die japanische Erklärung paßte ausgezeichnet, aber auch ohne diesen Vorwand hätte man fahren müssen, um nicht eines Tages vor verschütteten Schleusen und gesprengten Dämmen zu stehen.

Japans Presseamt hatte den Amerikanern den besten

gewünschten Dienst geleistet; möglich, daß es nicht mit einer so prompten Reaktion gerechnet; wenigstens krebst heute Hirota wieder. Die Anfrage aus London und Washington, was denn eigentlich gemeint sei, ließ die Regenten in Tokio erkennen, wie vorsichtig man sein müsse. Man muß die scheinbare Rückzugserklärung aber genau lesen, um zu verstehen, daß Japan tatsächlich keinen Schritt zurückweicht. Amerika erklärt sich befriedigt, scheint auch tatsächlich befriedigt zu sein und anzunehmen, die Anfrage habe gewirkt. Daß übrigens die Flotte wieder im Pazific dampft, ist Grund genug, aufatmen zu können.

Was hat aber eigentlich Japan gemeldet? Es sei interessiert an Chinas Unabhängigkeit und wirtschaftlichem Aufschwung. Es begrüße Chinas Beziehungen zu dritten Mächten, soweit diese Beziehungen keinen Schaden bringen. Es halte am bekannten Neunmächtevertrag fest und anerkenne das Prinzip der offenen Tür. Aber es sei Chinas Nachbar und könne nicht zugestehen, daß Drittmächte den Frieden Chinas stören oder es für ihre Zwecke ausbeuten.

Der Sinn der neuen Erklärung liegt in den Vorbehalten. Nach wie vor nimmt Japan an, daß China Waffen aus U. S. A. bekommt, und daß dies „schadet", daß es sich deutsche Instruktoren und amerikanische Flugpiloten verschreibt und damit einen Krieg vorbereitet, der die Geschäfte Amerikas besorgen würde; darin liegt die Ausbeutung des Nachbarreiches für die Zwecke Amerikas. Diese Instruktoren- und Flugzeugeinfuhr wird Japan zu unterdrücken versuchen. Vielleicht hat es angenommen, die amerikanische Flotte werde im atlantischen Ozean bleiben müssen und hat darum seine Forderungen angemeldet? Und vielleicht ist es nun selbst verwundert über die rasche Verschiebung der Flotte? Jedenfalls wiegt es Amerika von neuem in Sicherheit und verfolgt seine chinesischen Pläne weiter nach seinem eigenen Rezept, über welches sein Presseamt keine Communiqués ausgibt.

Das nächste Manöver werden Vorgänge in der Mongolei sein. Moskau ist noch mehr beunruhigt als Amerika. Allein auch Moskau wird sich in Sicherheit wiegen lassen, solange die Motorbatterien nicht über die sowjetmongolische Grenze fahren. Und seine Kriegsherren werden versichern, daß die Armee bereit sei — zur Verteidigung! Genau so wie die amerikanische Admiralität austrompetet, ihre Schiffe und Wasserflugzeuge seien in einem Zustand wie nie zuvor, und die Bombenabwürfe funktionierten genau so wie die treffsichern Fliegerabwehrkanonen. Alles zur Verteidigung gegen jenen Angriff, den Japan nur androht, um andernorts sicherer arbeiten zu können. Im ganzen pazifischen Alarm scheint Amerika, das so prompt auftrat, der Genarrte zu sein und sich zu viel auf die beim Schopf gepackte Gelegenheit zur Flottenüberfahrt einzubilden.

Finanzen und Verfassungsverkündigungen.

Oesterreich müßte dringend Geld haben, wagt aber von den Westmächten heute keinen neuen Pump zu erbitten. Wie es eigentlich bei seinen sinkenden Steuern lebt, möchte man gerne wissen. Daß Dollfuß in Linz 40,000 Bauern versichert hat, es gehe ihnen um 100 Prozent besser als den deutschen Standesgenossen, ist kein Beweis für einen Aufschwung der Staatsfinanzen.

Man kann zur Not bei Mussolini Vorschüsse holen, aber das italienische Budget weist selber einen Ausfall von nicht genau bekannter Milliardenzahl auf; wenigstens genügen die dank einer Konversionsanleihe ersparten 800 Millionen an Zinsen nicht, um den Ausfall zu decken. Mit großen Summen, wo man sie auch verbuchen will, kann also Italien seinem besondern Schützling nicht beispringen.

Aber Italien wie Oesterreich sind heute geleitet von Menschen, die in wirtschaftlichen Problemen nicht das Entscheidende sehen. Politik geht vor. In der Wirtschaft könne man sich einrichten, und jede noch so schlimme Situation lasse sich umbiegen, wenn man nur einen lebendigen „Staatswillen" besitze. Und diesen Staatswillen zu demonstrieren, ist die größte Sorge der Diktaturstaaten.

Darum wird auch in der italienischen Thronrede die kommende „Korporationsverfassung" und die Revision der Gesetzbücher angekündigt. Noch weiß man von dieser neuen Verfassung nichts, oder doch herzwenig. Sie muß ein erstaunliches Ding sein, wenn sie einmal kommt, und hoffentlich gleichen die Reklamemacher für die Reform nicht jenen Theaterdirektoren, die zu großen Tamtam für ein mittelmäßiges Stück veranstalten und hernach ausgepfiffen werden. So lange wartet man auf die Verkündigung der konkreten Prinzipien dieses neuen Staates, aber immer wieder heißt es, Italien habe Zeit, und es lasse vorderhand die Beziehungen zwischen den Wirtschaftsverbänden wachsen, damit die „Theorie", d. h. die Verfassung, der Ausdruck einer lebendigen, gewordenen Praxis seien. Demokratisch gewöhnte Staatsbürger fragen sich nur, wo denn der Staatswille sei?

Oesterreich getraut sich rascher vor. Die noch geduldeten Parteien haben dem Entwurf der „austrofascistischen" Stände-Staats-Verfassung zugestimmt. Wir wissen, daß sieben wirtschaftliche Hauptverbände funktionieren sollen. Ihre weitere Gliederung freilich wird wiederum „der Entwicklung überlassen". Eine Anzahl von Räten und Behörden, die rein konsultativ die Regierung unterstützen sollen, werden aufgezählt. Man hat das bestimmte Gefühl: So unklar wird der Organismus schließlich nicht sein dürfen.

Deutschland bleibt ebenfalls seine neue Reichsverfassung schuldig, vom „Statut der Reichsberufsstände" zu schweigen. Was gegenwärtig vorzieht, sind die Transfer-Verhandlungen mit den fremden Staaten, die 7 Milliarden samt Zinsen fordern, darunter Amerika 3, Holland und die Schweiz mehr als je eine Milliarde Mark. Es scheint, daß Schachts Darlegungen widerlegt werden sollen und daß namentlich wir mit der Drohung eines Zwangsclearings Aussicht haben, zu beweisen, daß Wirtschaft und dergleichen trotz Hochschätzung „reiner Politik" sehr beachtenswerte Dinge seien .....

Spanische Republik.

Das neue Kabinett, geleitet von Samper, setzt den Kurs von Lerroux fort, das heißt, es bereitet den Platz vor für die kommende Rechtsregierung, genau wie die radikalen Kabinette in Frankreich Doumergue vorgearbeitet haben, dem Manne der „Mitte", der sich halb und halb von rechts tragen läßt, zum wenigsten von der Linken befehdet wird.

Es scheint das Schicksal aller demokratischen Regierungen zu sein, der Rechten die Steigbügel zu halten. Aber ... es scheint nur so. Es müßte nicht sein. Eine demokratische Staatsleitung vermag mit aller Bestimmtheit ihren Kurs zu behaupten, sofern sie der Krise Meister wird. Siehe englisches Beispiel — und hoffentlich auch unser eigenes, das schweizerische!

Wie weit es in Spanien schon gekommen, beweist die Amnestierung des verbannten Sanjurio, der kürzlich in Lissabon eintraf und dort von der spanischen Kolonie triumphal empfangen wurde. Die Republik wurde gezwungen, die Verschwörer, nicht nur Sanjurio, zu amnestieren. Deswegen ging ja auch Lerroux: Samper wird den Beschluß des reaktionär gestimmten Parlaments nicht rückgängig machen.

-kh-